

Brehms, P. :
Kleine Sammlung von Sagen
aus Zittau ...

LV 501

Handwritten text at the top of the adjacent page: *Handwritten text*

Decorative border on the adjacent page with the number: 1870

Decorative border on the adjacent page with the number: 501

Ms. 9162.

Kleine
Sammlung von Sagen

aus

Bittau
und dessen nächster Umgebung.

Von

R. Behms.

Separat-Abdruck

aus den „Bittauer Nachrichten und Anzeiger“.

L. v. 501.



LÜSON

IDN 9040594

W
Vaterl
nern in
Fürsten
Natursc
Stätte
Herzen
zu Kind
Bi
ihrer L
kämpfen
lebt —
Kriege u
durch di
im Sta
hänglich
ist und,
eine ih
lichkeit.
Wäldern
wie die
Heimat!
Und
unser La
lich ihr
von Kind

Wie wechselvoll auch die Schicksale unseres engeren Vaterlandes gewesen sind, zweierlei ist seinen Bewohnern immer geblieben: die Liebe und Treue zu ihrem Fürstenhaus und die innige Anhänglichkeit an den mit Naturschönheiten so reich gesegneten Landstrich, die Stätte ihrer Wiege. Sie lebt treu und warm in dem Herzen jedes Lausitzers fort und erbt weiter von Kind zu Kindeskind seit undenklichen Zeiten.

Viel hat im Laufe der Jahrhunderte, schon wegen ihrer Lage als Grenzland, unsere Heimat durchzukämpfen gehabt, schwere Kriegsdrangsale hat sie erlebt — man denke nur an die Schrecken der Hussitenkriege und an die Schwedenzeit, — viel hat sie gelitten durch die Räuber auf den Bergvesten, aber nichts war im Stande, die Bewohner der Lausitz in ihrer Anhänglichkeit an die Scholle zu beirren. Das Heimweh ist und, hoffen wir es, bleibt dem Kinde der Lausitz eine ihm von der Natur ins Herz gelegte Eigenthümlichkeit. Es sehnt sich nach seinen Bergen, seinen Wäldern, dem treuen und biedern Wesen seiner Leute, wie die Söhne und die Töchter Tirols nach ihrer Heimat!

Und ist dies nicht schön und recht? Reich ist unser Land an Geschichten und Sagen. Golden webte sich ihr Faden fort in den Erzählungen der Ureltern von Kind zu Kindeskind.

Die Geschichte hat bereits viele Bearbeiter gefunden, aber wir wollen auch unsere Sagen nicht vergessen, sind ja auch diese ein gutes Stück des Volkslebens und innig mit ihm verbunden. Denkt nicht jeder von uns mit warmem Gefühl an die Erzählungen Großmutter's und Großvater's, Mutter's und Vater's zurück, wie sie uns im lauschigen, warmen Stübchen geworden am langen Winterabend? Und wenn es auch nur Sagen sind, denen öfter bloß ein ganz kleines Körnchen Wahrheit zu Grunde liegt, wenn manchmal auch dieses noch nicht einmal der Fall ist und es zum Theil sogar Aberglauben war, der sie entstehen ließ, es sind unserer Altvordern Sagen, ihre Gedanken, ihre Worte, die aus ihnen sprechen, und als solche sollen sie uns heilig sein und bleiben, so lange die Lausitz noch Söhne und Töchter hat treu ihrem Lande, ihrer lieben schönen Heimat!

Wenn durch die hier vorliegende kleine Sammlung von Sagen und Märchen, speziell aus Bittau und dessen nächster Umgebung, so mancher meiner Landsleute an liebe Stunden der Kindheit erinnert wird, wenn sie unseren Kindern ein willkommener Gast ist zur nützlichen Verkürzung der Winterabende, zur Befräftigung ihrer Liebe zum engeren Heimatslande, so ist ihr Zweck erreicht und die Mühe reichlich belohnt, welche das Sammeln der einzelnen Glieder und das Zusammenfügen derselben zu einem Ganzen dem Verfasser bereitete.

Bittavia, die sagenhafte, schöne Begründerin Bittaus, liegt auf dem hiesigen Johanniskirchhofe begraben, verläßt aber in jeder Johannisnacht ihre Gruft, entsteigt in Mitte eines buntstrahlenden Lichterkranzes der Erde und wandelt in den Straßen der von ihr begründeten Stadt, sich überzeugend von dem Fort-

besteh
ist de
das
etwas
freund

ein he
Hinter
bild n
Ellen
drei
damal
am S
andere
gleiche

Ruh
„Wem
andere
tenen

einen
über
innert
beim
Gerüst
vieler

Amalie
seinem
Weihn
damit

bestehen und dem Wohlergehen ihrer Schöpfung. Sie ist der gute Geist Zittaus, welcher Wache hält über das Blühen der Stadt, thut keinem ihr Begegnenden etwas zu Leide, sondern bringt Glück allen, die ihr freundliches Auge trifft.

Als Wahrzeichen der Stadt Zittau galt ehemals ein heute noch hier befindliches, an der Wand eines Hintergebäudes im Sächsischen Hof angebrachtes Steinbild mit der Jahrzahl 1532. Dasselbe ist über 2 Ellen breit, 1 Elle hoch und zeigt in erhabener Arbeit drei Kinder, von denen das eine von einem in die damalige Tracht der Stadtknechte gekleideten Manne am Schwanze nach sich gezogen wird, während ein anderer scheinbar entkleideter Mann das zweite in gleicher Weise gefaßt hat.

Dieses Bild soll den alten Spruch: „Wer seine Ruh heißt Fahle, der zieht sie bei dem Zahle“ d. h.: „Wem die Ruh gehört, der hält sie fest als Eigenthum“, andeuten und sich auf den in Zittau früher abgehaltenen Kindermarkt beziehen.

An der Klosterkirche sieht man in ziemlicher Höhe einen Widderkopf, geschützt vor dem Regen durch ein über demselben befindliches steinernes Dach. Er erinnert an einen Ziegenbock, der von den Maurern beim Baue der Kirche geneckt, dieselben bis auf das Gerüst in dieser Höhe verfolgte und von hier nur mit vieler Mühe wieder herabgebracht werden konnte.

Vor langen Jahren lebte in der Globengasse (jetzt Amalienstraße) ein Tischler mit seiner Familie und seinem Lehrlinge. Es war die Zeit kurz vor den Weihnachtsfeiertagen, zu thun gab es vollauf, und damit die Gesellen ja gleich am frühen Morgen an-

fangen konnten mit ihrer Arbeit, beauftragte der Lehrmeister seinen Lehrburschen, zeitig Feuer anzumachen und Leim zu kochen. Der Lehrling erwachte, es scheint ihm bereits der Morgen zu dämmern. In diesem Glauben wird er noch dadurch bestärkt, daß er in dem seiner Wohnung gegenüber gelegenen Brauhause bereits Licht und die Brauburschen beschäftigt sieht. Erschrocken springt er vom Lager im Gefühl einer Pflichtverletzung, weil er glaubt, es verschlafen zu haben. In der Furcht vor den Vorwürfen seines Meisters gelingt es ihm nicht einmal, Feuer auf dem Herde anzumachen und so läuft er in seiner Herzensangst hinüber in das Brauhause und bittet die Brauknechte um die Erlaubniß, sich eine Schaufel glühende Kohlen nehmen zu dürfen. Mit stummem Kopfnicken gewähren die finstern Männer seine Bitte. Eilig springt der Knabe mit seinen glühenden Kohlen zu seinem Herde und schüttet sie darauf. Aber o Schreck, die Kohlen verlöschen. Ein zweites Mal geht er zu den Brauern, erhält das Erbetene, aber der Erfolg ist der gleiche, wie mit der ersten Schaufel. Obwohl schon bei der zweiten Bitte die Gesichter der Brauknechte recht finster dareingeschaut hatten, faßt sich der arme Junge in seiner Angst nochmals das Herz und geht zum dritten Male zu den Leuten. Mit drohenden Blicken empfangen sie ihn, gewähren zwar auch jetzt nochmals seine ängstliche Bitte, bedeuten ihm aber stumm, daß er nunmehr nicht mehr wiederkommen solle. Die glühenden Kohlen verlöschen, auf den Herd geschüttet, wieder. Da! Horch es schlägt! Der Junge zählt 1, 2, 3 und so fort bis es den letzten Schlag thut! Es ist Mitternacht, nicht früh, wie er durch den Schein des Mondes getäuscht gewähnt. Entsetzt blickt der Knabe nach dem Brauhause. Finster und todt ist alles drüben. Von Furcht gepackt klettert der

Arme
dassel
ist in
machen
hat.
gegen
Räthse
erzähl
nun m
liche M
Gut d
bis zu
worden

3
dreien
schien
Hauses
den D
Gold u
Schaze
der ih
und fr
letztere
so lieg
Männ
Seele

U
die ste
läutet
Es rüb
welchen
außerh
Heimke

Arme die Bodentreppe hinauf ins Bett und verläßt dasselbe nicht, bis der Meister vor ihm steht. Dieser ist in der Werkstatt gewesen und will selbst Feuer anmachen, weil es sein Bursche, wie er glaubt, verschlafen hat. Was blinkt ihm so glänzend vom Herde entgegen? Gold! eitel Gold! Bewundert schaut er das Räthsel und geht, den Lehrling zu befragen. Dieser erzählt ihm die Ereignisse der Nacht und sieht selbst nun mit eignen Augen sein großes Glück. Der redliche Meister freute sich mit ihm und verwaltete das Gut des armen, elternlosen Knaben ehrlich und getreu bis zu der Mündigkeit des auf einmal so reich gewordenen Lehrlings.

In der Südingasse diente ein Mädchen, dem zu dreien Malen in der Nacht ein altes Männchen erschien und es aufforderte, mit ihm in den Keller des Hauses zu gehen, um sich von ihm (dem Männchen) den Ort zeigen zu lassen, wo ein bedeutender Schatz von Gold und Kostbarkeiten verborgen läge. Die Hebung des Schazes sei die Erlösung des Männchens vom Banne, der ihn belaste. Obwohl das Männchen so würdig und freundlichen Auges das Mädchen bat, konnte sich letzteres doch nicht zu dem Wagniß entschließen und so liegt dieser Schatz noch heutigen Tages, bis das Männchen einmal wieder erscheint und eine muthigere Seele findet, die den Schatz hebt und den Geist erlöst.

Abendlich um 9 Uhr steigt heute noch ein Mann die steilen Treppen des Klosterthurmes hinauf und läutet die eine der Glocken, die sogenannte Bierglocke. Es rührt dies von einem alten Vermächtniß her, nach welchem dieses Glockengeläut gestiftet wurde, um die außerhalb der Stadtmauer befindlichen Zecher zur Heimkehr zu gemahnen. Wer nach beendigtem Läuten

erst an das Stadtthor kam, fand es verschlossen und mußte das Deffnen mit Geld erkaufen. Die Stadtmauern und Thore sind zwar gefallen, aber heute noch gemahnt uns der Klang des Glöckleins an die alte Zeit, wo es von unsern Ureltern heißt: „Und sie tranken noch eins ehe sie gingen!“

Am Aschermittwoch des Jahres 1504 haben die Schreiber zu Bittau auf dem Markt ein Spiel gehalten von der Bratwurst und dem Heringe. Der Berspieler, ein Nicol Holfeld, wurde in die Röhrbütte geworfen und so tüchtig gebadet.

Oft entstieg dem alten Wasser (der Mandau) bei Bittau ein blasses, schönes Weib, nahm ihren Weg durch eines der engen Mauerspörtchen und trat bei einem Fleischer ein, um Fleisch zu kaufen. Ihr Gewand war rein und weiß; nur der Saum des langen Kleides zeigte sich stets naß und aus diesem Umstande kam der Fleischer auf die Vermuthung, daß es eine Wasserfrau sei. Einst hatte sich dieselbe wieder bei dem Fleischer eingefunden; sie erhielt diesmal, in Abwesenheit des Meisters, von einem Gesellen desselben das gewünschte Fleisch, bei welcher Gelegenheit ihr aber dieser aus Unvorsichtigkeit einen Finger abhackte. Laut schrie die Verletzte auf und drohte dem jungen Manne mit der Rache ihres Gemahls und den Worten: „Ich bekomme Dich schon!“

Der besorgte Fleischer ließ seinen Gesellen zwar monatelang das Haus nicht verlassen. Als es aber doch einmal geschehen mußte und der Genannte auf seiner Tour einen kleinen Graben überschritt, tauchte die Wasserfrau aus dem Wasser auf und zog mit un-

en und widerstehlicher Gewalt den Armen auf den nassen Grund.
Stadt: Man fand ihn des andern Tages todt im Graben.

heute an die Und sie Heute noch bezeichnet der Volksmund zwei Pfeiler an der Weberkirche als die Wettpfeiler. Diese Benennung begründet sich darauf, daß bei dem Baue der genannten Pfeiler ein Lehrling sich vermaß, mit dem seinen eher fertig zu sein, als sein Meister mit dem andern. Der Meister ging die Wette ein und — verlor sie. Das heiße Blut des Uebervundenen, eines Italieners, schäumte auf und im Zorn erstach er den unglücklichen Lehrling. Er büßte seine rasche That auf dem Rabenstein mit dem Leben und zum Andenken an den Mord des Lehrlings wurde ein Kreuz sowie ein Schwert in Stein gehauen dicht an einem der Pfeiler westlich neben dem Haupteingange angebracht, wo beides noch heute zu sehen ist. Der abgehauene Kopf des Meisters, feurig anzusehen, rollt heute noch bisweilen über den Kirchhof.

Ein großer Kreuzstein befand sich ehemals in der Nähe des letzten Gartenhauses am Görlitzer Steinwege. Hier hat, der Sage nach, ein Drescher seinen Mitarbeiter im Zorne mit einem Dreschflegel erschlagen.

Ein ähnlicher, aber kleinerer Stein am Ausgange der Helbigsgasse bezeichnet der Sage nach den Ort, wo ein Mädchen von Eckartsberg, Margarethe Otto, ihr Kind ermordet und in eine hohle Weide versteckt habe. Krähen, die den Leichnam entdeckt hatten und nun gierig den Baum umkreisten, führten zu der Auf- findung des Kindes.

Eine andere Sage spricht von der Ermordung eines schwedischen Offiziers auf der bezeichneten Stelle.

Als die Raubritter auf dem Dybin ihre Bur Feuer angelegt hatten, war es ihnen auch darum zu thun soll sie unerkant und unbeobachtet nach Zittau zu gelangen du son Zu diesem Zwecke legten sie einen unterirdischen Gang Namen an, dessen Ausgang in Zittau in der Südengasse be hinaus findlich war. Auch die Mönche des späteren Cölestiner Just's, Klosters benutzten den genannten Gang zur Verbindung Flamm mit ihrem in Zittau gelegenen Hause, dem Väterhofe großer der jetzigen alten Kaserne. dem er und br gewesen sind di mit de gegenü auch d dem G zu ver kehrt, f desto r Tag is Zittau

Im Jahre 1695 fand die Magd eines Kaufmanns geweser Junge in Zittau im Bette des bei Letztgenanntem sind di wohnenden Schülers Bursche ein zugenähtes lederne mit de Beutelchen. Es enthielt ein Stück blutgetränktes Papier gegenü und ein mit Blut beschriebenes Zettelchen. Auf dem auch d selben stand ein Segen zum Festmachen; die ander dem G Seite enthielt den Namen und die Verschreibung des zu ver Schülers an den Teufel. Bursche gestand die An kehrt, f fertigung zweier solcher Zettel zu und sagte aus, da desto r der eine, mit Tinte geschriebene, verloren gegangen Tag is sei. Den anderen, mit Blut beschriebenen, habe er Zittau vor das Fenster gelegt, damit ihn der Teufel vor dort abholen solle. Das geschah aber nicht und Bursche näher nähte den Zettel daher in ein Säckchen, um diese weiter immer mit sich herumzutragen. Am Tage der Auf geschru findung genannten Säckchens hatte es Bursche abgelegt und an weil er zum heil. Abendmahl gehen mußte. Immer gefalle noch ein Beweis, daß der junge Mann nicht ganz einiger verdorben war. Die damalige Zeit verstand freilich was si in solchen Sachen und mit Recht keinen Spaß und so bin da wurde der Genannte nach langer Haft zum Staupen aller S schlag und zur Landesverweisung verurtheilt. lange Gassen

Im Jahre 1473 wollte das Dienstmädchen des T Fleischers Just in Zittau, auf der Neustadt wohnhaft und d

re Bur Feuer anmachen. Als ihr dies nicht gleich gelang, zu thun soll sie im Unmuthen darüber gesagt haben: „Willst gelangen du sonst nicht brennen, ei so brenne in aller Teufel en Gan Namen!“ Flugs schlug die Lohe empor, zur Esse gasse hinauf und in kurzer Zeit stand nicht nur das Haus ölestiner Just's, sondern ein großer Theil der Neustadt in rbindun Flammen. Es war dies am 22. Juli 1473. Ein äterhofe großer Theil der damals noch hölzernen Stadt fiel dem entfesselten Elemente zum Opfer; es heulte und und brauste in der Luft, daß es entsetzlich anzuhören gewesen ist und sich die Leute gefürchtet haben. Da ufmann sind die Mönche aus dem nahen Franziskaner-Kloster nannten mit der Monstranz hinaus gezogen, haben dem Feuer lederne gegenüber einen Altar gemacht und an diesem gebetet, s Papier auch die Benediktion über das Feuer gesprochen in uf dem dem Glauben, die in der Luft heulenden Teufel damit e ander zu vertreiben. Aber diese haben sich nicht daran unung der kehrt, sondern jemehr die Mönche gebetet und gesungen, die An desto mehr haben die Teufel geheult. Der gedachte us, daß Tag ist ein trübes Blatt in der Geschichte unseres gegange habe es Bittaus.

In der Neujahrnacht des Jahres 1756 und weiter haben eine Anzahl Personen ein zusammen- n dieses geschrumpftes, altes Weiblein vor der Johanniskirche der Auf und auf vielen Straßen beobachtet, wie es den frisch abgelegt und auf vielen Straßen beobachtet, wie es den frisch Sammel gefallenen Schnee zusammenkehrte. Auf die Frage ht ganz einiger Beherzten unter den Leuten, wer sie sei und o freilich was sie da treibe, antwortete des Mütterchen: Ich g und so bin das Aschenweibchen der Stadt und kehre die Asche Staupen aller Orten zusammen, wo solche liegt; ich habe noch lange zu thun, denn sie liegt bergeshoch und auf allen Gassen, doch vor der Johanniskirche zumeist!“

Da sich dieselbe Erscheinung täglich wiederholte hen des und die Bewohner der Stadt in Schrecken setzte, be-

schloß der Rath, der Sache durch die Gefangennahme der Betrügerin, für welche man sie hielt, ein Ende machen. Die Stadtsoldaten und mehrere Rathsherren mit ihnen lauerten ihr auch eines Nachts auf und riefen sie an. Sie ließ sich aber nicht stören und verschwand, als man nach ihr schlug und griff, in der Luft. Der Spuk wiederholte sich allnächtlich bis zum 22. Juli 1757 und niemand wagte mehr, sich an dem Mütterchen zu vergreifen. An dem diesem folgenden Tage legte das Bombardement der Kaiserlichen und der mit ihnen verbündeten Sachsen unsere Stadt in Asche. Hoch über den glühenden Trümmern abflogen die unglücklichen Bewohner das Aschenweibchen und mit seinem Besen Wolken von Asche auf sich herfegen. Jetzt begriff man die warnende Erscheinung des grauen Weibleins, jedoch zu spät. Seit dieser Zeit schwebt es in der Sylvesternacht und am Vorabend des sogenannten Brandfestes, wie ehedem fliegend durch die Straßen der Stadt, zur Warnung leichtfertiger Bürger vor unvorsichtigem Gebahren mit Feuer und Licht.

Etwa 200 Schritt von dem Thore des Frauenkirchhofes entfernt waren von helleren Steinen in dem dunkleren Pflaster zwei Ringe gebildet. Sie bezeichnen den Ort, wo einst zwei Jünglinge, welche beide elterliche und dasselbe Mädchen, eine schöne Bürgerstochter Zittaus, geliebt, um den Besitz derselben gekämpft haben. Beide fielen und das Mädchen wurde, wenn auch unschuldige Ursache ihres Todes, zur Sühne für denselben nach den damaligen harten Gesetzen lebendig eingemauert. Die Stelle, wo solches geschehen ist, bezeichnet das Steinbild links in der Mauer bei dem Thore des Frauenkirchhofes.

Im Jahre 1701 lebte in Zittau ein Mädchen, Helene Gottschalk genannt. Sie war damals 10 Jahre alt, erst gesund gewesen, wurde aber nun auf einmal von den heftigsten Krämpfen geplagt und von einer solchen Unzahl Läusen heimgesucht, daß man an eine Bezauberung des Mädchens glaubte. Der Verdacht fiel auf eine arme alte Frau, Namens Sabine, mit welcher die Familie Gottschalk im Jahre 1700 auf der Bappelgasse zusammen in einem Hause gewohnt hatte. Alles betheuern ihrer Unschuld half der Unglücklichen nichts. Sie wurde als Hexe in das Gefängniß geworfen und sogar, damit sie die Erde nicht berühre, in Ketten aufgehangen. Die Schmerzen der Folter konnte die Arme nicht ertragen und so fand man sie am Morgen des 21. Juni 1702 todt in ihren Ketten hängend. Der Volksmund behauptet, daß ihr der Teufel den Hals umgedreht habe. Sonderbarer Weise war aber auch kurze Zeit darauf das Mädchen ihre Uebel los.

Im Jahre 1709 starb zu Zittau ein Rathsherr, welcher viele Härten und Ungerechtigkeiten gegen die Bürger verübt hatte. Dafür sei ihm aber auch, so erzählt sich das Volk, von dem Teufel der Hals umgedreht worden. Heute noch sieht man die Spuren von Teufelstrahlen auf seinem Grabstein an der Kreuzkirche und heute noch erhebt er sich in jeder der zwölf Nächte aus seinem Grabe und durchjagt, in einem von schwarzen Rossen gezogenen Wagen sitzend, das Gesicht auf den Rücken gefehrt, die Straßen der Stadt.

Einst wollte ein Schneider in der Zeichengasse, welcher spät nachts noch arbeitete und den gespenstigen Wagen vorüberfahren hörte, denselben sich ansehen und

riß das Fenster auf. Seine Frau versuchte zwar, wenn auch umsonst, das Beginnen des Kühnen zu verhindern. Aber kaum hatte der Schneider den Kopf zum Fenster hinausgesteckt, so erhielt er einen heftigen Schlag von der Peitsche des gespenstigen Kutschers und sein Kopf schwell augenblicklich so an, daß er nicht mehr durch den Rahmen des Fensters gezogen werden konnte. Erst durch das Herausfügen des Fenstereckes befreite man den Vorwitzigen aus der gewiß recht fatalen Klemme.

Einem andern Bittauer erging es ebenfalls schlecht. Er hatte sich vielmals gebrüstet, falls ihm das Karetel (so nennt man das Spußgefährt), einmal begegnen würde, wolle er auf den Sitz an der äußeren Rückwand des Wagens steigen und so die Reise mitmachen. Richtig, der Mann hat Glück, das Karetel begegnet ihm, er hat auch Muth und springt hinauf auf den Sitz, aber er hat auch — Pech, denn Aufspringen, der Wagen verschwunden sein und der Mann in einer ziemlich tiefen und schmutzigen Pfütze liegen, wie die Straßen der damaligen Zeit solche im Ueberfluß aufzuweisen gehabt haben mögen, war alles das Werk eines Augenblicks. Aber mitfahren mochte der Neugierige nicht wieder, die Sache war ihm zu naß!

Die früher erwähnte Bierglocke war in früheren Zeiten nicht auf dem Kloster-, sondern auf dem Johannisthurm angebracht. Ihr Läuten geschah, wie jetzt, abends neun Uhr. Sehr oft erschien zu dieser Zeit ein Spußgeist, ein alter Franziskanermönch, auf dem Thurm und machte sich, nachdem er seine unscheinbare Kutte abgelegt hatte, als ob sie ihn daran hindere, am Stricke der Glocke zu thun, gleichsam als

te zwar wollte er sie läuten. Der Geist that Niemand etwas ihnen zu zu Leide, sondern ging still, wie er gekommen, wieder den Kopf zurück und verschwand. Der wirkliche Läutemann aber heftigen nahm eines Abends im Uebermuth die abgelegte Kutte des Mönches an sich, versteckte sie unter seinen Kleidern und freute sich schadenfroh der ängstlichen Geberden des Beraubten, mit denen derselbe sein Gewand suchte. Am nächsten Abend ging er, die Kutte wieder unter seinem Rocke verborgen, nach der Kirche. Sein Muth fiel aber doch gewaltig, als er die händeringende Gestalt des Mönches in der Kirche stehen sah. Jedoch fürchtete er sich auch, den Raub an diesen zurückzugeben, in dem Glauben, der Geist könne ihm dabei Schaden thun. Er verrichtete still sein Geschäft und schlich sich still wieder nach Hause; der Mönch schien ihm dabei nichts anhaben zu können, sondern in gewisse Grenzen gebannt zu sein, welche er nicht überschreiten durfte. So blieb es Tag für Tag, allabendlich dieselbe Erscheinung, händeringend mit bald flehender, bald drohender Geberde sein Kleid von dem Räuber fordernd. Daß diesem nicht wohl dabei war, daß er mit Furcht seine Aufgabe des Läutens ausführte und von dieser Furcht so gepeinigt und auch von Gewissensbissen gequält wurde, daß er erkrankte, ist wohl natürlich. Genau am Jahrestage nach dem Raube starb der Borwitzige. Der geisterhafte Mönch erschien von da an nicht mehr täglich, sondern nur allemal am Jahrestage des Raubes, mit flehender Geberde den neuen Läutemann um Rückgabe seiner Kutte bittend. Gern hätte freilich der letztere dieser Bitte gewillfahrt, aber alles Forschen nach dem Kleidungsstück in dem geringen Nachlaß des Borwängers war umsonst und so versuchte man, den Geist mit der Gabe einer anderen Kutte zufrieden zu stellen. Jedoch umsonst! Er besah sich dieselbe von allen

Seiten, legte sie aber traurig wieder hin und ging trostlosen Auges von dannen. So dauerte der Spuk fort, bis am Tage des Bombardements, am 23. Juli 1757, die Johanniskirche in Trümmer sank.

Das Bier der Stadt Zittau war von Alters her eines der berühmtesten in der ganzen Gegend und daher auch die Stadt reich an Brauhäusern. Gleichwohl aber genügte das so berühmte Bier den Franziskanermönchen in Zittau noch nicht, und sie brachten es durch allerlei Ränke und Kniffe dahin, daß man ihnen die Anlage einer eigenen Brauerei gestattete. Als Verwalter über diese setzten sie einen dicken Mönch ein, welcher zwar sonst nicht groß befähigt, wohl aber mit einem ganz besonders feinem Geschmacksinn beglückt war. Täglich zu dreien Malen ging der Mönch die Räume der Klosterbrauerei durch, kostete und probirte aus seinem Becher das Malz und das fertige Bier, und nichts von Beiden durfte zur Verwendung oder zum Ausschank gelangen, ehe es derselbe unbedingt als dazu fähig erklärt hatte. Was Wunder, wenn das Klosterbier in kürzester Frist zu solchem Ansehen gelangte, daß Niemand anderes mehr trinken wollte, als dieses; was Wunder aber auch, wenn die übrigen Brauer, in ihrer sonst so guten Nahrung geschädigt, auf Rache und Abhilfe sannnen? Die Gelegenheit zur Ausführung fand sich bald. Ein junger Brauer, Sohn eines der Brauherren, hatte mit der Tochter des Klosterbrauers ein Liebesverhältniß angeknüpft und erfuhr von dem Mädchen, daß der Malzmönch auch die meisten Tage um Mitternacht nochmals zu dem Kühlstocke der seiner Aufsicht unterstellten Klosterbrauerei ginge und dort, leise Worte murmelnd, den Segen über das frisch gebraute Bier spreche. Der junge Mann überredet das liebende Mädchen leicht,

ihn u
Bra
des
und
den
aus
dieser
erklär
liche
dieser
von
dem
es nu
nützte
die ih
Fluch
samm
Gesch
herre
lassen
des
schwei
der ju
mönch
Seine
steckte
braue
maß
probe
Mädc
junge
tigen
Flüßf
hinein

nd ging
er Spul
23. Juli
ters her
end und
Gleich-
Franzisi-
brachten
aß man
ete. Als
Mönch
ohl aber
sinn be-
r Mönch
nd pro-
s fertige
wendung
be unbe-
Wunder,
hem An-
c trinken
vonn die
ung ge-
Die Ge-
n junger
mit der
tniß an-
er Malz-
ht noch
erstellten
armelnd,
he. Der
en leicht,

ihn und einige seiner Freunde eines Abends in das Brauereigebäude einzulassen, damit sie das Gebahren des Mönches einmal beobachten könnten. Es geschah und die Lauscher hatten nichts Eiligeres zu thun, als den Nichtsahnenden zu überfallen, ihn zu binden und aus den Räumen der Klosterbrauerei zu schleppen.

Einmal in der Gewalt der Erbitterten, ließen ihn dieselben auch nicht eher wieder los, bis er sich bereit erklärte, den so schätzbaren Segen auch über sämtliche anderen Bräuhäuser der Stadt zu sprechen. Zu diesem Zwecke wurde noch in dieser Nacht der Geängstete von einem Braugebäude ins andere geschleppt, bis zu dem letzten und erst dann entlassen. Siehe da! Sei es nun, daß der erzwungene Segen überhaupt nichts nützte, oder sei es, daß der Mönch aus Aerger über die ihm angethane Gewalt statt eines Segens seinen Fluch über die Biere gesprochen hatte, kurz und gut, sämtliches gesegnete Bier war — sauer. Großes Geschrei darob in der Stadt. Ein Theil der Brauherren nahm den Schaden, den sie durch das Weglassen des nicht zu trinkenden Bieres hatten, als Strafe des Himmels auf und unterwarf sich dieser stillschweigend, der andere Theil aber, und unter diesen der junge Mann, welcher den Anschlag auf den Malzmönch gemacht und ausgeführt hatte, sann auf Rache. Seine Geliebte half auch diesmal wieder. Beide versteckten sich in der Nähe des Kühlstockes der Klosterbrauerei und als der Mönch seiner Gewohnheit gemäß gegen Mitternacht angeratschelt kam, seine Bierprobe zu halten, sprangen beide hervor, das junge Mädchen entriß ihm den Becher und der kräftige junge Brauer hob den erschrockenen, keines Lautes mächtigen Mann in die Höhe und hielt ihn über die heiße Flüssigkeit, sich hoch und theuer vermessend, ihn da hinein zu werfen, wenn er ihm nicht seinen Zauber-

spruch sage. Der Mönch murmelte aber nur unverständliche Worte und der Brauer, dessen Kräfte nachzulassen begannen, welcher aber nicht wirklich beachtete, den Gequälten zu tödten, rief seine Braut zur Hilfe, um vereint mit deren Kräften den Mönch wieder über den Rand des Kühlstockes heraufzuziehen. Das Mädchen kam auch, der Mönch aber ergriff sie in der Todesangst so unglücklich, daß sie das Gleichgewicht verlor und sammt dem Mönche in dem heißen Bier verschwand. Der Anstifter und Urheber des Unglückes der Brauer stürzte sich in der Verzweiflung ebenfalls nach und fand mit ihnen seinen Tod.

Niemand hatte etwas von dem Verschwinden des Mädchens sowie des Mönches bemerkt, und als am Morgen das Gebräu gekostet wurde, fand es sich so gut, wie noch nie eines. Reißend war der Absatz desselben. Aber welchen Schreck mögen die durstigen Betrüger des Bieres gehabt haben, als man beim Ablassen des Restes die drei Leichen fand! Viele wurden vor Ekel schwer krank und diese Krankheit bezeichnet der Volksmund als „des Malzmönchs Biersegen“. Die Klosterbrauerei ging von Stund an ein, weil Niemand mehr Bier aus derselben entnahm. Aber das Spukgespenst des Mönches, begleitet von einer Schar Zwerge und dem Brautpaare zog von diesem Tage an zur Zeit des ersten Mondviertels um Mitternacht in langsamem Schritt von Brauhaus zu Brauhaus, besuchte die Malzböden und die Kühlstöcke, hieß Segen, dort Fluch spendend. Je nachdem das Haus den einen oder den anderen erhielt, gerieth oder verdarb das Bier.

Ein Mann hatte einen Raubmord begangen und wurde deshalb zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Der Tag der Hinrichtung kam heran und langsam bewegte sich der traurige Zug, den armen Sünder auf dem Henkerskarren an der Spitze, aus dem Thore der Stadt hinaus zu dem Richtplatze. Neugierige standen überall auf den Gassen und unter diesen auch an seiner Hausthüre in der Fleischergasse ein Bäckermeister. Denselben dauerte der Delinquent und er äußerte dies zu seinem Nachbar, indem er sagte: „Ach! wie muß dem Armen zu Muth sein auf solchem schweren Gange!“ Letzterer hatte diese Worte vernommen und forderte, am Galgen angekommen, dringend Gehör bei seinen Richtern, weil er noch ein wichtiges Geständniß abzulegen habe. In diesem bezeichnete er den Bäcker als seinen Mitschuldigen und gab alle näheren Umstände so zutreffend an, daß die Hinrichtung vorläufig unterblieb und der Beschuldigte gefänglich eingezogen wurde. Alles Bethuern half nichts, Beweise seiner Unschuld konnte der Bäcker nicht einbringen, im Gegentheile erpreßte die damals übliche Tortur recht bald das verlangte Geständniß aus dem Schuldlosen und so sah wenige Tage später die Stadt Zittau anstatt des einen nun zwei Verurtheilte auf dem Wege zum Richtplatze. Dort angekommen, gestand endlich der wirkliche Mörder ein, daß die Beschuldigung des Bäckers eine erfundene sei und von ihm nur deshalb erhoben wurde, um demselben Gelegenheit zu geben, an sich selbst die Erfahrung zu machen, wie einem Delinquenten auf dem letzten Wege zu Muth sei. Er habe es ja gern wissen wollen. Natürlich wurde der unschuldige Bäcker nun entlassen; die ausgestandene Todesangst aber und die Folterqualen hatten ihn so elend gemacht, daß er sehr bald darauf starb.

An der Reißigmühle war bis vor wenig Jahren ein häßlich aussehendes, in Stein gehauenes Gesicht

als Schlüsselstein der Hausthürwölbung angebracht. Was dasselbe zu bedeuten hatte, oder ob es nicht vielleicht nur dem komischen Geschmacke eines Besitzers oder des Erbauers sein Entstehen verdankte, weiß heute Niemand mehr. Der Volksmund aber behauptete, daß es nicht beseitigt werden dürfe, wenn die Bewohner der Mühle sich nicht dem lästigen Spuken eines mit dem Bestehen des Bildes zusammenhängenden Geistes aussetzen wollten. Es sei die Wegnahme bereits zu verschiedenen Malen versucht worden, immer aber habe man den Stein schleunigst wieder angebracht. Jetzt ist der Sache auf einmal abgeholfen; das Bild ist verschwunden, wohl gar einfach mit dem Meißel abgehackt worden und trotzdem wohnen die Müllerleute ruhig und unbehelligt in ihrem Hause.

In der Nähe der Neumühle, auf den Wiesen gegen den Eisenbahnviadukt zu, zeigte sich wiederholt zu nächtlicher Weile ein großer schwarzer Hund mit tellergroßen, feurigen Augen und erschreckte den einsamen Wanderer. Es ist der Geist eines bei dem Ueberfall der Zittauer dort getödteten wilden Hussitenführers, welcher keine Ruhe findet wegen der von ihm verübten vielen Frevel- und Mordthaten.

An der einen Ecke der Neumühle befand sich noch vor nicht zu langer Zeit ein Stein eingemauert, auf welchem das Bild einer Katze in großen Dimensionen, halb erhaben, ausgehauen war. Die Sage erzählt uns, daß ein Müller dieses Bild zum Andenken an die Rettung seiner Lieblingskatze habe anbringen lassen, welche sich bei einer großen Ueberschwemmung schwimmend bis auf eines der Fenster im oberen Gestock gerettet.

Dritt
blühen
besitzer
Schön
Patri
Glaub
geben
waren
sie au
ihr B
dern
war.
Schan
Marg
tödtete
sinn u
erwäh
entdeck
werfen
selbe
hemde
war i
überho
Begra
der M
sagte,
in da
Ein
Brust
trieber
Herz.
eigene
schlag

Im Dorfe Eckartsberg bei Zittau lebte im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts Margarethe Otto, die blühend schöne und tugendsame Tochter eines Gutsbesizers daselbst. Von Freiern umringt wegen ihrer Schönheit, hatte sie dem Einen davon, eines Zittauer Patriziers Sohn, ihr Herz geschenkt und demselben im Glauben an seine Treue alles gegeben, was sie hingeben konnte. Die Folgen blieben nicht aus und waren um so entsetzlicher für die arme Margarethe, als sie auch sichere Beweise in die Hände bekam, daß sie ihr Verführer gar nicht zu heiraten beabsichtigte, sondern längst Bräutigam eines vornehmen Mädchens war. Aus Furcht vor der harten Kirchenbuße, aus Scham vor den abgewiesenen anderen Freiern that Margarethe das Schlimmste, was sie thun konnte: sie tödtete das arme, unschuldige Kind im halben Wahnsinn und versteckte die kleine Leiche, wie schon früher erwähnt, in einer hohlen Weide. Das Verbrechen wurde entdeckt, das arme Mädchen in das Gefängniß geworfen und schon nach wenigen Tagen verließ sie dasselbe im weißen mit schwarzen Schleifen besetzten Büßerhemde, um den Weg zur Richtstätte anzutreten. Hart war ihr Urtheilsspruch, wie die damalige Rechtspflege überhaupt. Er lautete auf den Tod durch lebendiges Begraben. Gefaßt, obwohl man ihr sogar den Trost der Religion auf ihrem letzten schweren Gange versagte, stieg die Unglückliche am 1. August 1573 in das ihr bei dem Frauenkirchhofe bereitete Grab. Ein schwerer eichener Pfahl wurde ihr auf die Brust gesetzt und die wuchtigen Hiebe des Henkers trieben denselben der armen Sünderin durch das Herz.

Ihre Mutter büßte ihr Vergehen, daß sie die eigene Tochter nicht verrathen hatte, mit Staupenschlag und Landesverweisung, der gewissenlose Ver-

führer aber das seine durch eine kinderlose, unglückliche Ehe.

Einsamen Wanderern, welche ihr Weg von Eckartsberg über die Wiesen nach Wittgendorf führte begegnete früher oft daselbst ein schönes junges Bauerntöchterlein in uralter Tracht, traurig dahinschreitend. Auf an sie gerichtete Worte hatte dasselbe nie eine Antwort, sondern verschwand gewöhnlich plötzlich dem Auge des Fragers. Die Sage bringt die Erscheinung mit der früher genannten Margaretha Otto in Verbindung und behauptet, daß es deren Geist sei, welcher, keine Ruhe in seinem blutigen Grabe findend hier herumwandeln müsse bis zur Erlösungstunde.

Als die Burg Karlsfriede noch in ihrer ganzen Größe bestand und wegelagernde Raubritter dieselbe bewohnten, war zum Schutze derselben nach der Straße zu ein langer, breiter Teich angelegt und mit Steinplatten gepflastert worden. Die Burg wurde später zum größten Theil eingerissen, nur der Teich blieb noch lange bestehen. Auf seinem Grunde sah man eine schwere goldene Kette glänzen. Gar manche Wanderer hat versucht, sie aus dem gar nicht so tiefen Wasser herauszuholen; nie ist es aber einem gelungen und so blieb sie liegen, bis die Gemeinde Lückendorf von der Besitzerin der Burg und ihrer Ländereien der Stadt Zittau, die Erlaubniß erhielt, Steine der gebrochenen Burg dort zu entnehmen, um sie bei dem Kirchenbau zu verwenden. Auch die Steinplatten des Teiches verfielen diesem Schicksal und mit ihnen verschwand die Kette, ohne daß es Jemand gelungen wäre, in ihren Besitz zu gelangen.

früher
liegenden
großen
Tourist
oft ga
Buchen
Ruine
weiser
der G
gerade
schon,
Schre
alten
hagen
freund
schöne
vielen
unben
Schieß
fährt,
mehr
darob
müthl
also G
forder
Karre
lich u
geist e
Zieger
dieser
solcher
Strank
die be

unglück
früher so wichtige, jetzt freilich in unscheinbaren Ruinen
liegende Burg Karlsfriede. Es kommt dies zum
großen Theil wohl auch daher, daß die meisten
Touristen den Zugang zu derselben nicht kennen und
oft gar nicht ahnen, daß überhaupt der mit prächtigen
Buchen bewachsene Hügel dicht an der Straße eine
Ruine trägt. Ein an der Straße angebrachter Weg-
weiser würde gewiß von Vielen dankbar begrüßt werden.

Meist sind es Beerensucher, welche noch die Ruhe
der Gegend durch ihre Anwesenheit unterbrechen und
gerade von diesen oder auch von Holzsammlern hat
schon, der Sage nach, gar mancher einen heillosen
Schreck davongetragen, wenn er mit einem Male den
alten dort verbannten Zittauer Handels Herrn Ziegen-
hagen vor sich sah und wohl gar von demselben einige
freundschaftliche Püffe in den Rücken bekam. Ein
schönes Stück von dem Verbannten konnte ein vor
vielen Jahren lebender Zittauer erzählen, welcher auch
unbewußt den Bannkreis des Tückischen mit seinem
Schiebbock voll Leseholz überschritten hatte. Das Ge-
fährt, vorher so leicht, war mit einem Male kaum
mehr von der Stelle zu bewegen und als sich der
darob verwunderte Mann umschaute, sitzt Urian ge-
müthlich auf dem Holze und läßt sich fahren. Der
also Genarrte wird aber, als seiner wiederholten Auf-
forderung an den Unbekannten, den Sitz auf dem
Karren aufzugeben, keine Folge geleistet wird, ärger-
lich und wirft den Schiebbock sammt Holz und Plage-
geist einfach um. Aus Rache dafür erhielt er von
Ziegenhagen drei Schläge in den Rücken, worauf
dieser verschwand. Natürlich war dem Armen bei
solcher Lösung des Vorfalles nicht recht wohl zu Muth.
Krank kam er und ohne Holz nach Hause und büßte
die berechnete, aber wahrscheinlich nicht dem Geschmacke

des Verbannten entsprechende Selbsthilfe mit langen
Krankenlager, verursacht durch drei tüchtige Löcher im
Fleisch des Rückens, welche da entstanden waren
wohin die drei Schläge der Geisterhand gefallen.

Der Töpfer, viel besucht und beliebt wegen seiner
romantischen Schöne und herrlichen Aussicht, birgt
wie Mancher gewiß nicht ahnt, der ihn besteigt, einen
dort verborgenen unermesslichen Schatz. Wer nun
aber Lust hat, denselben zu heben, der verfüge sich
der Johannisnacht auf den Berg, kehre erst einmahl
bei dem freundlichen Wirth, dem Herrn Bähr daselbst
ein und lasse sich den Weg nach dem Hochplateau
zeigen, welches die Seite des Töpfers nach der
Dybinthale zu befrönt. Hier wird er, wenn er Glück
hat, mit dem Schlage der Mitternachtsstunde eine
prachtvolle silberne Lilie erblicken und darf diese nicht
brechen. Die Blume, einmal in seiner Hand, öffnet
ihm die Erde und der Glückliche hat weiter nichts zu
thun, als für recht viel Fuhrwerk mit Kisten und
Kasten zu sorgen, welches ihm seine Schätze nach
Hause führt. Will er mit der Schatzhebung abzu-
warten, bis die projektirte Eisenbahn einmal fertig ist,
so würde es ja noch viel bequemer und billiger sein
und die genannte Bahn hätte auch zugleich gerechtfertigte
Aussicht auf ein glänzendes Bestehen. Daß die
weitere, nämlich das Umprägen des gediegenen Goldes
in Kronen und Doppelkronen, besorgt dann schon auf
sein Verlangen irgendwelche Münzstätte des großen
deutschen Vaterlandes.

Viele Reichenauer und Reibersdorfer werden
schon deswegen ihre niedliche Eisenbahn mit tausend
Freuden begrüßt haben, weil sie nun nicht mehr ge-
zwungen sind, den abends recht einsamen Weg zwischen

t lange beiden Orten zu Fuß zurückzulegen. Aber nicht ein-
Löcher am allein war dieser Weg, sondern auch recht ver-
t waren durch den gespenstigen Husaren, welcher auf
allen. demselben sein Unwesen trieb. Und wenn es nur
wenigstens noch ein Husar mit Fleisch und Blut und
gen sein in seiner wirklichen Gestalt gewesen wäre! Er würde
ht, birg dann gewiß noch mancher Schönen einen recht will-
igt, ein kommenen Begleiter abgegeben haben. So ist es
Wer nur über nur eine flackernde Flamme, welche die An-
ge sich höhe von dem Hartbusche herabkommend, den ein-
it ein malen Wanderer erschreckte. Es soll der Geist eines
c daselbst dort begrabenen Reitersmannes sein, dessen früherer
chplatea Besitzer daselbst sein Leben verlor.

Ein von Kleinschönau nach den Dörfern Frieders-
dorf, Reibersdorf, Wald, ja sogar bis Friedland in
Böhmen führender Fußweg trägt den Namen:
„Schwedensteg“ und eine mächtige Eiche an dem ge-
nannten Wege die Bezeichnung „Schwedeneiche“. Der
Name des Weges ist dadurch entstanden, daß im 30-
jährigen Kriege öfters schwedische Reiter denselben
einschlugen. Bei der genannten Eiche haben solche
einmal die gemachte Beute getheilt. Da es nun aber
natürlich gestohlenes Gut war, so konnte es auch den
Reitern keinen Segen bringen und dies noch um so
weniger, als es aus Kirchenschätzen bestand. Zur
Strafe für den frechen Raub fanden die Reiter keine
Ruhe im Grabe und der des Weges kommende Wan-
derer sieht noch oft die ganze Schar beisammensitzen
und eifrig zählen und theilen; nie aber hat sich bisher
Jemand gefunden, der bei solcher Theilung mit be-
acht sein mochte, obwohl gar Mancher dazu aufge-
fordert wurde.

Einer Theilung geraubten Geldes durch schwedische Kriegsvölker verdankt auch der im Olbersdorfer Forstreviere, auf dem Wege von Olbersdorf nach Lückendorf, dicht am Töpfer liegende „Geldstein“ seinen Namen.

In dem benachbarten Olbersdorf wurde vor alten Zeiten, als das Kloster noch die Höhe unserer lieben, schönen Dybin schmückte, ein Mädchen wegen Verdachts, einen Diebstahl begangen zu haben, in das Gefängniß geworfen. Die Folterqualen brachten auch diese Unschuldige zu dem gewünschten Geständniß und bald darauf befand sie sich auf dem letzten Wege, dem Wege zu dem Galgen, an welchem sie den Tod erleiden sollte. Der Weg heißt heute noch der Gerichtssteg und führt bis dahin, wo die Zonsdorfer Straße in den Sandbusch mündet. Hier war der Galgen errichtet. Die Arme betheuerte nochmals ihre Unschuld und mit den Worten: „So wahr wie dieser Zweig fortwachsen und zu einem mächtigen Baume werden wird, so wahr bin ich unschuldig an dem mir zur Last gelegten Verbrechen!“ brach sie einen kleinen Zweig von einer Eiche und steckte denselben in die Erde. Und siehe da! Das Mädchen wurde allerdings gehenkt, aber mächtig grünte und wuchs der Zweig heran zu einer großen Eiche, so bezeugend die Unschuld der Gerichteten. Der wirkliche Dieb wurde auch später noch entdeckt und soll den Schein der Schuld deshalb auf das Mädchen gebracht haben, um sich für die von dieser verschmähten Liebe zu rächen. Ein früher am Gerichtskretscham zu Olbersdorf angebrachtes, einen häßlichen Kopf darstellendes Steinbild soll Bezug auf diesen Elenden gehabt haben, welcher heute noch keine Ruhe im Grabe findet, sondern in mancherlei Gestalt, als großer feuriger Hund u. s. w.,

den Dr
unschul

Die alte
Sie wa

ritter
transpo

frechen
vom T
nach, m

die St
einer M
Reisend

der gen
Hunger

bild, d
thätige

Wittwe
um Na

wallfab
bat. S

Heimfel
lagte ei

ihre Ver
es. M
rath a

hat au
Zum V
der W
links a
Arbeit
zeigt.
ist heut
auf An

den Ort umkreist, wo die Arme durch seine Schuld unschuldig ihr Leben verlor.

Dicht hinter dem Forsthaufe Olbersdorf mündet die alte Leippaerstraße in die prächtige Waldung ein. Sie war es, auf welcher zu den Zeiten der Raubritter die Güter Zittaus über Leippa und weiter transportirt wurden und an ihr ist so mancher der frechen Raubanfalle eines Michelsberg und Genossen vom Dybin verübt worden. Der damaligen Sitte nach, wie ja noch heute in katholischen Landen, waren die Straßen hier und da mit einem Heiligenbilde, einer Mutter Gottes und dergl. geschmückt, um den Reisenden zu gemahnen, zu Gott zu beten. Auch an der genannten Straße befand sich dicht bei dem jetzt Hungerbrunnen genannten Quell ein solches Marienbild, dem die Bewohner der Umgegend eine wunderthätige Kraft zuschrieben. So kam es, daß eine arme Wittwe von Zittau mit ihren Kindern in großer Noth um Nahrung für sich und die Kinder zu diesem Bilde wallfahrtete und Gott innig um Hilfe in ihrer Noth bat. Ihr Gebet wurde erhört. Denn als sie sich zur Heimkehr wendete, stand ein Unbekannter vor ihr (man sagte ein Engel Gottes) und tröstete sie und verhieß ihr Aenderung ihrer traurigen Lage. Und so geschah es. Als die Wittwe nach Hause kam, fand sie Vorrath an Lebensmitteln und Alles was sie bedurfte, hat auch nie wieder Noth gelitten mit den Ihren. Zum Andenken an die wundersame Begebenheit findet der Wanderer heute noch unweit des Hungerbrunnens, links an der Straße einen Stein, welcher in erhabener Arbeit ein Brot und einen um dieses gelegten Kranz zeigt. Die früher in den Stein gemeißelte Inschrift ist heute unleserlich geworden. Der Stein aber ist auf Anordnung des zur Zeit der erzählten Begeben-

heit als Prior im Kloster Dybin lebenden Cölestiner Balthasar Gottschalk angebracht, des letzten Prior dieses Klosters, welcher im Väterhose zu Zittau nach manchem Jahre segensreichen Wirkens starb.

In dem nach Dybin führenden Thale zieht sich gegen Nordwest in beträchtlicher Länge ein Berg bis in die Nähe des Dybin hin. Es ist der Ameisenberg und die Sage berichtet, daß er in uralten Zeiten von rohen, wilden Menschen bewohnt gewesen sei, die Jagd, Fischerei und Raubwesen trieben, nach diesen Geschäften aber in Saus und Braus lebten, Tag und Nacht spielten, zechten und sich allen Lüsten ergaben. Am Fuße des Ameisenberges, am sogenannten Einsiedel lebte zu dieser Zeit ein frommer Klausner, welcher gar oft mit eindringlichen Worten die Rothen zu einem besseren Leben zu führen versuchte. Aber vergebens bedrohte er sie sogar mit der Strafe Gottes. Hohngelächter und ein neues wildes Leben der Heiden war die Antwort.

Eines Abends, es war der erste Pfingstfeiertag haben sie aber des Lärmens und Tollens soviel gemacht, daß der Klausner ergrimmete und durch sein Gebet die Unverbesserlichen sammt und sonders in Ameisen verwandelte. Davon ist der Name des Berges entstanden.

Mit dem Namen Opferstein werden heute noch auf dem Ameisenberge einige Felsen bezeichnet und bezeugen sonach den Gebrauch dieses Berges als heidnischen Opferplatz.

Daß auch Angehörige der zweiten besseren Hälfte des armen Menschengeschlechts zuweilen die Haupttugend der alten Römer, Tapferkeit, besitzen, zeigt uns die Sage von der muthigen Magd von Kleinporitsch

Dieselbe
Stund
Gute ih
dort, zu
Spindel
Galgen
gleiter.
Spazier
Gewinn
Heirat
aber be
dem Ge
Galgen
die Mu
Hundes
hielt, d
Ei
zum H
stellt d
innert f

Ar
Nähe S
schäftig
Wahrsc
Blixe r
sie wol
die Kno
sing de
schimpfe
wünsche
erschlag
als ein
die heid
erschlug

Dieselbe war eine Wette eingegangen, zu nächtllicher Stunde bis an den ungefähr 25 Minuten von dem Gute ihres Brotherrn entfernten Galgen zu gehen und dort, zum Beweise ihrer Anwesenheit, eine Gabel oder Spindel in das Gemäuer zu stecken, auf welchem der Galgen stand. Nur ein großer Hund war ihr Begleiter. Die Magd unternahm den außergewöhnlichen Spaziergang auch wirklich, hoffte sie doch durch den Gewinn der Wette ihre Aussteuer zu der beabsichtigten Heirat mit einem armen Burschen zu erringen, fand aber bei ihrer Ankunft am Galgen Räubergesinde in dem Gebäude unter dem Galgen, sowie ein an der Galgenthür angebundenes Pferd vor. Letzteres bestieg die Muthige rasch und entkam so, unter Beihilfe des Hundes, welcher die sie verfolgenden Räuber zurückhielt, der drohenden Gefahr.

Ein nördlich an der Mauer neben dem Eingange zum Hauptgebäude des Gutes angebrachtes Steinbild stellt den treuen Gefährten der Magd dar und erinnert so heute noch an die tapfere That des Mädchens.

Am 10. Mai 1602 waren zwei Knechte in der Nähe Hirschfeldes mit Umpflügen eines Ackers beschäftigt, als eben ein drohendes Gewitter aufstieg. Wahrscheinlich mochten die Pferde durch die heftigen Blitze und Donnerschläge furchtsam gemacht sein, denn sie wollten keine gerade Furche mehr fahren, soviel sich die Knechte auch Mühe gaben. Im Zorn darüber fing der eine der Knechte lästerlich zu fluchen und zu schimpfen an und vergaß sich sogar so weit, laut zu wünschen, der Blitz solle die faulen, störrischen Pferde erschlagen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, als ein greller Strahl herniederfuhr und nicht nur die beiden Pferde, sondern auch den gottlosen Knecht erschlug. Sein Gefährte blieb aber, obwohl er un-

mittelbar daneben gestanden, völlig unversehrt und konnte seinem Herrn die böse Kundschaft überbringen. Ein Kreuzstein ganz in der Nähe von Hirschfelde giebt heute noch Zeugniß von der hier erzählten Begebenheit.

Bei dem Nonnenkloster Marienthal, dem Portal des Klosterhofes gegenüber und an der Fahrstraße nach Altstadt, befindet sich eine hohe runde Sandsteinsäule auf niedrigem Fuß, welche außer ganz unleserlich gewordener Schrift das Bild einer Nonne trägt. Die Sage berichtet über dieses Denkmal:

Es habe einst ein sehr schweres Gewitter drei Tage lang über dem Kloster gestanden ohne zu weichen. Das Beten und Singen der Nonnen habe keinen Erfolg gehabt und so seien dieselben zu der Vermuthung gekommen, daß eine unter ihnen weile, welche durch ihre Sünde den Zorn Gottes auf sich geladen habe. Sofort angestellte Erörterungen ergaben, daß eine der Nonnen, welche erst ganz kürzlich und nur gezwungen in das Kloster getreten war, noch vor ihrem Eintritt in der Verzweiflung über den ihr angethanen Zwang in die Worte ausgebrochen war, ehe sie ins Kloster ginge, solle sie lieber der Blitz erschlagen. Die frommen Schwestern mochten nun nicht länger mit der Sünderin unter einem Dache weilen, sondern führten sie sofort aus dem Kloster hinaus auf die Stelle, wo heute die Säule steht. Kaum hatten sich die übrigen Nonnen entfernt und die Verstoßene, welche im Gebet niedergesunken war, allein gelassen, als ein heftiger Blitz herniederfuhr und die Arme tödtete.

Am 7. Juni 1608 wurde die Stadt Zittau zum großen Theil durch die Nordbrennerbande des Junkers von Schwarz in einen Aschenhaufen verwandelt. Vier der Berruchten hatten sich in die Stadt geschlichen, um

hrt und das Bubenstück auszuführen. Aber nur drei von ihnen
bringen thaten dis wirklich. Der Vierte, so berichtet die Sage,
de giebt sei am Abende vor dem Brande gerade an einem
ebenheit Hause der Webergasse vorübergegangen als eine Frau
in demselben von dem Lied: „Herr es ist von meinem
a Porta Leben“ den Vers: „Steure der gottlosen Leute, die
hrstraße im Finstern Böses thun zc.“ gesungen habe. Von
andstein diesem frommen Liede sei der Bösewicht so ergriffen
unleser worden, daß er sein ruchloses Beginnen fallen gelassen
ne trägt und kein Feuer angelegt habe.

Drei $\frac{5}{4}$ Ellen hohe Steinsäulen an der alten von
ter drei Bittau nach Herwigsdorf führenden Straße sollen den
weichen Punkt bezeichnen, wo die Mordbrenner nach ausge-
nen Er führtem Verbrechen zusammentrafen und voll teuflischer
nuthung Freude den Brand der unglücklichen Stadt beobachteten.
je durch

Als die Stadt Bittau noch dem Königreich Böhmen
n habe. angehörte, regierte der König Ottokar (der Gründer
eine der Bittaus) daselbst. Dieser hinterließ als Thronerben
wungen einen Prinzen, welcher aber noch im Kindesalter stand
Eintritt und daher die Regierung vorläufig nicht übernehmen
Zwang konnte. Mißgunst und Neid umlagerten den böhmi-
Kloster schen Thron und in dem Wirrwar der vielerlei Mein-
kommen ungen war es dem Oheim des Prinzen ein Leichtes,
änderin die Gewalt an sich zu reißen. Aber nicht nur vor-
e sofort läufig und auf die Zeit bis zur Mündigkeit des jungen
eute die Königs wollte der Oheim König von Böhmen sein,
Konnen sondern viel lieber die Krone ganz an sich bringen.
nieder In diesem Vorhaben war ihm der Prinz (Wenzel) im
er Blick Wege; nur dessen Tod konnte die Wünsche des Herrsch-
au zum ichtigen in Erfüllung gehen lassen und so wurde dieser
Funker Anabe denselben übergeben; aber Gott wollte nicht
. Bier seinen Untergang. Er erweckte das Mitleid der Männer
den, um und diese ließen dem Prinzen Gelegenheit zur Flucht.

Arm und unerkannt bettelte sich der Fürstensohn durch
bis Zittau und fand hier Obdach bei einem biederen
Meister, welchem er sein Leid und seine Abstammung
anvertraute. Der Meister (Tuchmacher und Schuh-
macher streiten sich um die Ehre der Prinzenerziehung
ließ den jungen König nicht nur seine Profession lernen
sondern ihm auch guten Schulunterricht angedeihen
So vergingen mehrere Jahre. Mittlerweile hatte das
böhmische Volk doch Kunde von dem Verbleib seines
Königssohnes erhalten und säumte nicht, denselben auf-
zusuchen und ihm zu huldigen, und zwar umsomehr
als der unrechtmäßige Herrscher die Unterthanen hart
bedrückte. Der Ort, wo die Huldigung geschah, ist
zwischen Zittau und Herrnhut gelegen und heißt heute
noch das Königsholz.*

In dem Dorfe Herwigsdorf lebte vor langen
langen Jahren der Gutsherr in stetem Hader und
Streit mit dem Pfarrherrn, welcher soweit ausartete
daß sogar der Pfarrherr seine Betheiligung an den
Begräbnisse versagte, als der Gutsherr starb. Ein
Amtsbruder des Geistlichen mußte dessen Stelle bei
der Leichenfeierlichkeit vertreten. Auch der unversöhn-
liche Geistliche segnete bald darauf das Zeitliche und
wurde am Abend vor seinem Begräbnisse in der Kirche
zu Herwigsdorf aufgebahrt, um die letzte Nacht, be-
wacht von den Kirchvätern, zuzubringen. Es war
Mitternacht und die treuen Wächter längst sanft in

* Die Erziehung oder der Aufenthalt König Wenzels
in Zittau wird viel bestritten. Der fast nur ein Menschen-
alter nach diesem Aufenthalte in Zittau lebende Stadtschreiber
Joh. v. Gubin erwähnt desselben aber ausdrücklich in seinem
Stadtbuche (auf hiesiger Stadtbibliothek) und läßt dabei den
König Wenzel selbst zu den ihn in Prag auffuchenden Ab-
geordneten der Stadt Zittau sagen: „Ihr habt mich erzogen
in Eurer Stadt!“

den Kirchenstühlen entschlummert, als mit einem Male in der herrschaftlichen Loge der Kirche ein so fürchterliches Rumoren losging, daß die Schläfer erwachten. Alle Lichter waren verlöscht und entsetzt suchten die Erschreckten das Weite. Laut scholl das Gepolter aus der Kirche herüber auf den stillen Friedhof und die Leute wagten erst dann zaghaft wieder in die Kirche zu schauen, als es auch dort still geworden war. Als sie die Kirchthür öffneten, strahlten die Lichter hell ihnen entgegen, wie vor dem Tumult. Ruhig lag der Todte in seinem Sarge und nur die große Perücke hatte sich verschoben.

Daß auch in unserer Gegend der bekannte wilde Jäger sein höllisches Spiel treibt, wissen viele aus eigener Erfahrung. So ging vor vielen Jahren spät in der Nacht ein Mann von Spitzkunnersdorf nach Hainewalde, als er plötzlich Hundegebell und lauten gellenden Jagdruf ganz in der Nähe vernahm. Es dauerte auch kaum einige Minuten, so befand sich der Erschrockene mitten im vollen Getöse der Jagd, sah sich von schwarzer Meute umgeben und Netze gestellt, soweit bei der Finsterniß seine Augen reichten. Er konnte vor Angst nicht von der Stelle, bis die gespenstige Jagd vorüber gezogen war, und erreichte, an allen Gliedern bebend, aber sonst unbehelligt, sein Heimatsdorf.

Als unsere Lausitz noch von wilden Heiden bewohnt war, hatten sich diese namentlich die Gipfel kahler Berge zur Ausübung ihres Götzendienstes, sowie zu den unter ihnen üblichen wilden Festen ausersehen. Zu diesen viel benutzten Orten gehörte auch der Spitzberg bei Oderwitz. Wild tobten auf ihm die Ausgelassenen und seine schroffen Felswände haben der

bacchantischen Lust und der grausamen Opferfeste genüßlich, abgesehen. So hatten sich die Heiden auch einen Kegelschub eingerichtet, auf welchem sie mit sechs mächtigen goldenen Kugeln nach den übergroßen ebenfalls auch der purem Golde gefertigten neun Regeln schoben. Wilder Geschrei und Loben begleitete jede Kugel und begrüßte die fallenden Regel. Als sie aber auch einmal toll ihr Wesen dort trieben, es war am christlichen Feste Allerheiligen, als sie ihr gräßliches Fluchen und Toben bis zur Mitternacht fortsetzten, erwachte der Zorn Gottes. Der Felsen that sich auf und hinab die gähnende Tiefe rollten die Heiden sammt den goldenen Regeln und Kugeln. Die menschlichen Körper sind längst zu Staub geworden, aber das gediegene Gold des Kegelspiels harret noch heute auf einen glücklichen Finder.

Am St. Vitustage, und zwar in der ersten Stunde desselben, d. i. also in der Nacht vom 14. zum 15. Januar zwischen 12 und 1 Uhr, entsteigt dem Gestein der Koitsche bei Hörnitz ein mißgestalteter Zwerg mit großem dicken Kopfe, triefenden Augen und mächtigen doppelten Höcker auf dem Rücken. In einer Hand trägt er einen großen goldenen, reich mit Edelgesteinen besetzten Pokal, in der andern Hand aber einen eisenhaften gleißenden Erdmolch. Aus seinem Benehmen kann der Beobachter erkennen, ob dem Orte in diesem Jahre Schaden durch Feuersgefahr oder Mord seinen Grenzen drohe. Taucht der Zwerg den Molch in den Becher und es kommt eine blaue Flamme zu Vorschein, so bedeutet es Brand, kommt Blut, so schieht ein Mord.

Zu Leide gethan hat die Erscheinung noch Niemand etwas; oft ist es, als ob sie sprechen wollten, indem sie den Mund bewegt und hastig auf und ab

este gemüth, aber sie bleibt stumm und stampft endlich, nach-
en Regem sie ihr Wesen bis zum ersten Hahnenschrei ge-
mächtig erieben, heftig mit dem Fuße auf den Felsen, worauf
falls auch derselbe spaltet und der Zwerg unter Blitz und
Wild-Donnerschlag verschwindet.

Auf der Lausche hauste vor uralten Zeiten ein
böser Zauberer in einem wunderschönen Blumengarten,
welchen er sich angelegt hatte. Als der Zauberer eines
Mittags sein Schläfchen hielt, denn auch Zauberer
hinab bedürfen desselben, wird er durch das Herabfallen
eines sterbenden Adlers gar unsanft erweckt und seine
Körperhuth über diese Störung vergrößert sich noch, als er
gediegen zugleich den Schaden wahrnimmt, welchen der Adler,
ein mächtiges Thier, in dessen Brust noch der tödtliche
Sfeil steckt, in dem schönsten Blumenbeete verursacht
hat. Zornig erhebt er sich und späht nach dem
Schützen. Dieser, ein prächtiger junger Mann, ein
zum böhmischer Prinz, kommt auch bald den Berg heran-
an Gestein bestiegen, um nach seiner Beute zu suchen und bleibt
werg erstaunt an dem wunderbaren Garten des Zauberers
mächtige sehen. Nie hatte er in dieser Wildniß solch herrliches
er Harparadies vermuthet. Seine Freude sollte aber nicht
delgeste von langer Dauer sein, denn der arge Zauberer be-
nen eführte ihn mit seinem Stabe und verwandelte ihn in
Benehmeinen Vogel von gar wunderlicher Gestalt, mit einem
in diese Schnabel wie ein Lämmergeier, rothen Beinen wie ein
Mord Storch, mit einem Schwanze wie ein Sekretär und
en Molflügel wie ein Fregattenvogel.

So zeigt sich, wenn auch nur sehr selten, der ver-
at, so glauberte Prinz heute noch auf der Lausche und wartet
auf seine Erlösung, welche dadurch erfolgen soll, daß
noch Nie von einem Jäger geschossen wird, der seiner Herr-
n wollhaft nie im Leben etwas veruntreute.

Nah bei Zonsdorf liegt der Semperstein, welcher seinen Namen von dem von den alten Slaven hochgeehrten Gotte Zemberis, dem Befruchter der Erde, hat.

Wem das Glück wohl will, kann, wenn er an besonderen Nächten, namentlich am heil. Abend der Weihnachts-, Oster-, Pfingst- oder Johannisfestes im Hochwald besucht, einem kleinen, aschgrauen freundlichen Männchen begegnen, welches ihm zu einem Reichthum nicht bloß an Gold, Silber und Edelsteinen sondern auch zu genauer Kenntniß der wunderthätigen und heilsamen Kräuter verhilft. Zu verwechseln mit irgend welchem anderen männlichen Erdenkinde ist das Männlein ganz und gar nicht wegen seiner sonderbaren Tracht. Wäre es ein Weiblein, so könnte diese ja eher geschehen, weil da dergleichen Extraschönheiten von Kleiderpracht mit mächtigen Fischbeinhöckern und sonstigem herrlichen Anhang, wie sie nur ein findiges Köpfchen entdecken kann, um damit den von Gott gerade und schlank geschaffenen Körper nach Möglichkeit zu einer Mißgestalt zu machen, vorkommen. Denn denn nur, welcher merkwürdigen Staat der Zwerg auf seinem Leibe trägt! Einen schwarzen, roth verbrämten Talari in den Hüften mit gelbem Bande oder Gürtel gehalten und auf dem Kopfe eine spitze, smaragdgrüne Mütze. Dazu in einer Hand einen buntscheckigen Stab, wie die jetzigen Sonnenschirme unserer Schönen und der anderen ein Räuchergefäß; außerdem einen langen weißen Bart und ein runzliches aber freundliches Gesicht, mit klugen guten Augen.

Das ist das Bergmännlein des Hochwaldes, der Geist eines Kräuterkenners, welcher in allen Zeiten viel Gutes an seinen Mitmenschen gethan und doch von diesen erschlagen wurde, um ihn der bei ihm vermuteten Schätze zu berauben.

Einem Glücklichen, dem das Bergmännlein zur Zeit der hussitischen Unruhen reichen Schatz an Kostbarkeiten und auch ein in schwarzen Sammet gebundenes Buch, in welchem die Zubereitung heilkräftiger Medizinen und Salben gelehrt ward, zuwendete, nennt uns die Sage noch heute. Es war ein Bewohner Olbersdorfs, Jakob Sahrer mit Namen, ein ehemaliger Kaiserlicher Reitersmann, der in der Schlacht am weißen Berge zu einem Beinverlustig gegangen war und nun sich mit allerlei Arbeit, Botengängen u. s. w. ernährte. Er war ein frommer, guter Mann und man gab ihm gern etwas zu verdienen.

In dem ihm vom Bergmännchen geschenkten Buche lag aber ein beschriebener Zettel noch besonders, dessen Inhalt es dem Sahrer warm ans Herz legte, da recht gut mit seinen Mitmenschen zu sein und von dem ihm zu Theil gewordenen Reichthum auch der Armen zu gedenken. Sahrer that dies und zwar sehr reichlich, heilte auch mit Hilfe des Buches Hunderte von Kranken und vermachte sein ganzes großes Vermögen bei seinem Tode der Kirche.

Das sagenhafte Volk der Zwerge, in der Lausitz auch Quere genannt, lebt auch hier in unserer Nähe. Am meisten trieben sie ihr Wesen am Breitenberge bei Zittau, welcher heute noch einen nach ihnen genannten Brunnen, den „Querbrunnen“ und ein „Querloch“ aufzuweisen hat. Furchtlose Beobachter konnten sie da zu jeder Tageszeit aus- und einspazieren sehen.

Obwohl sie niemandem gerade etwas zu leiden thaten, waren sie doch auch in einer Art den umwohnenden Menschen recht lästig, denn sie fanden sich bald da und bald dort ein und aßen namentlich gern den Leuten das Brot weg, bis diese auf irgend welche

Weise entdeckten, daß Brot, in welches einige Rümme
 Körnchen mit gebacken worden sind, nie von einer
 Zwerge berührt wird. Seit dieser Zeit ist
 aufgekomen, dem Teige einige der genannte
 Rümmelkörner zuzufügen und viele Leute thun
 heute noch.

So ein Bischen naschen und gut essen mag alle
 dings eine schwache Seite der kleinen Dinger gewesen
 sein. Einst hörten sie, daß ein auf seinem Felde an
 Breitenberge ackernder Bauer von seiner Frau nach
 Hause gerufen wurde, weil es Zeit sei, sich zu einer
 Hochzeitsfeier, welcher das Paar beizuhohnen wollte
 fertig zu machen. Das war etwas für die Leute
 Hei! wie riefen sie sich zusammen und einander zu,
 die Nebelkappen nicht zu vergessen, damit sie ungesch
 das Hochzeitessen mit verzehren könnten, zu welcher
 sie nicht geladen waren. Ein junger Bauer hörte zu
 fällig den Ruf der Zwerge und bat diese scherzwe
 ihm auch ein solches Nebelkappchen mitzubringen un
 ihn an der beabsichtigten Schmauserei theilnehmen
 lassen. Freundlich gewährten die kleinen Wichte zw
 die Bitte, vermahnten aber zugleich den Erdensohn,
 nicht etwas von den Speisen mitzunehmen; fröhli
 zog die ganze Gesellschaft los und es dauerte gar nich
 lange, saß zwischen je zwei Hochzeitsgästen munt
 zulangend ein Zwergenpaar. Auch der Bauer the
 das Seine herzhast mit bei Vertilgung der Speisen
 War es ihm doch seit langem nicht so wohl geworden
 Aber bei dem Genusse des guten Essens dachte d
 Arme an seine Frau und Kinder und daß sie es nich
 so gut hätten. Das that dem Mitleidigen weh un
 in der Meinung, daß es ja nichts böses sei, wenn
 den Seinen auch etwas mitnehme, steckte er ein Sti
 Braten ein. Flugs war aber seine Nebelkappe hinwe
 und der beschämte Mann saß auf einmal, der ganze

Hochze
 Nachb
 mögen
 und ge
 rächte
 sich zug
 sagte,
 saßen.
 G
 von de
 höhe.
 und de
 früher
 dieses
 wollten
 sie selb
 freunde
 der Ki
 einem
 allemal
 W
 die Be
 Als da
 selben
 Haupt
 Noch z
 schluge
 A
 haben
 wandl
 Berg
 langem
 und w

Kümme Hochzeitsgesellschaft sichtbar, zwischen seinen gepuzten
on einer Nachbarn.

ist Was diese für verwunderte Gesichter gemacht haben
genannte mögen, läßt sich denken. Uebrigens war das ganz
thun und gar nicht schön von den Zwergen und der Bauer
rächte sich dadurch, daß er die ganze Sache, wie sie
tag alle sich zugetragen, dem Hochzeiter mittheilte und ihm auch
c gewesen sagte, wie zwischen je zwei Gästen je zwei Zwerge
Felde a saßen. Jetzt mußten auch diese den Schmaus verlassen.
rau na

zu ein Ein solches Zwergvolk gab es auch auf der sich
n wollt von der Burg Rohnau am Reißufer hinziehenden An-
Deutcher höhe. Man nannte sie die Beens- oder Feensmännel
er zu, und den Berg den Beensmännelberg. Sie waren viel
ungesehe früher da, als die Stadt Ostriß, und die Bewohner
welcher dieses Ortes borgten sich sogar, wenn sie Bier brauen
hörte zu wollten, von den Beensmänneln die Braupfanne, weil
herzweil sie selbst noch keine hatten. Zum Danke für diese
ngen un freundnachbarliche Gefälligkeit legten die Ostrißer bei
ehmen a der Rückgabe der genannten Pfanne, welche stets bei
chte zw einem über die Reißer führenden Stege hingesezt ward,
nsohn, allemal eine große Semmel in dieselbe.

fröhli Wie bekannt, können die Zwerge und demnach auch
gar nicht die Beensmännel das Glockengeläute nicht vertragen.
munte Als daher später Ostriß Glocken anschaffte, zogen die-
auer tho selben fort und zwar in einem langen Zuge, das
Speiser Haupt jeden Zwerges mit einer Melkgelte bedeckt.
eworden Noch zeigt man einen Weg bei Ostriß, welchen sie ein-
achte de schlugen.

es nicht Alle aber können sie den Berg nicht verlassen
weh un haben, denn in dem Augenblicke der Sacraments-
wenn wandlung in der Christnacht öffnet sich heute noch der
in Stü Berg und man sieht eine Schar kleiner Männchen mit
e hinwe langem weißen Barte in großen Geldhaufen wühlen,
r ganze und wem nun das Glück hold ist, daß er zu dieser

Zeit gerade den Ort passirt, der darf getrost und ohne Uebles fürchten zu müssen, einen herzhaften Griff in die unermesslichen Schätze thun, aber ja nicht mehr.

Kurz vor dem zweiten Thore des Dybin befindet sich rechts eine Schlucht, zu welcher man auf dem vom dem Gesellschaftsplatze aus um den Berg führenden schmalen Fußweg gelangt. Heute ist dieselbe leicht zu überschreiten, da ihre beiden Ränder durch eine hölzerne Brücke verbunden sind. Man nannte diesen Ort den Jungfernsprung und die Sage erzählt, daß einst ein Mädchen von den Raubrittern der Burg Dybin gefangen gehalten worden sei. Als sie aber doch zu einer Zeit, wo die Ritter nach Beute ausgezogen waren, Mittel fand, aus ihrem Gefängnisse zu entkommen und schon ein gut Theil des Burgweges herabgelangt war, sieht sie die Räuber heimkehren und flieht nun vor denselben den Pfad um den Berg herum. Die Schlucht versperrt ihren Weg! Hinter sich die wilde Rote, vor ihr der Tod! Die Wahl war schwer. Doch der Muthige gewinnt! Ein Sprung in die Tiefe; er glücklich und frei ist das Mädchen, welches nun eilend dem Thale zustürzt. Der zu jener Zeit getragene steife Reifrock war ihr Retter gewesen. Er hatte den schnellen Fall des Mädchens gehemmt und sie unbeschädigt in die Tiefe gleiten lassen.

In der Kirchrüine des Dybin kann man nachts in der elften Stunde, am Allerheiligentage ein seltsames Schauspiel mit ansehen. Kaum hat die Glocke der Dorfkirche die genannte Stunde verkündet, so erscheint ein Zug von Heimchen, Paar an Paar gereiht, und in ihrer Mitte ein Cölestiner. So durchwandeln sie, brennende Wachskerzen in den Händen haltend, die Ruine bis sie mit dem Glockenschlage auf einmal wieder ver-

schwin
zurück
sang
den P
zu bef

tage r
Ein ju
von d
besorg
kirche
Kirchr
men z
daß v
in die
dort!
dreht
nach
Arme
auf d

zur B
ein M
ein Sä
haben
Felsste
Die C
den se
Jäger
Gegen
zwei
den
oberst

schwinden und in ihre unterirdischen Wohnungen wieder zurückkehren. Feierliche Orgelklänge und lieblicher Gesang ertönen während des Umzuges und laut hört man den Priester das Hochamt halten, ohne ihn zu Gesichte zu bekommen.

Vor längerer Zeit besuchte an einem Sommertage nachmittags eine ganze Gesellschaft den Dybin. Ein junges Mädchen trennt sich am Fuße des Berges von der Gesellschaft, um noch etwas in dem Dorfe zu besorgen und geht dann den Ruheweg, bei der Dorfkirche vorbei, allein den Berg hinauf. Oben an der Kirchruine angekommen, glaubt sie in derselben Stimmen zu vernehmen und tritt daher in der Erwartung, daß vielleicht einige ihrer Leute dort befindlich sind, in die Ruine ein. Aber welcher Schreck erwartet sie dort! Am Altar steht ein altersgrauer Cölestiner und dreht sich bei dem Erscheinen des Mädchens langsam nach demselben um. Von Entsetzen erfaßt, flieht die Arme halb besinnungslos aus der Kirche und bricht, auf dem Gottesacker angekommen, bewußtlos zusammen.

Wild und düster mag das Dybiner Thal wohl zur Zeit der Urwälder ausgesehen haben. Selten kam ein Mensch in die fast unzugängliche Wildniß und nur ein Jäger konnte überhaupt auch etwas darin zu thun haben. Ein solcher war es auch, der den einsamen Felskegel, unsern prächtigen Dybin, zuerst auffand. Die Sage hat uns auch seinen Namen bewahrt, sowie den seines Gebieters. Sie berichtet uns, daß der Jäger des mächtigen damaligen Besitzers der ganzen Gegend (Quahl von Berka), Dwate mit Namen, nebst zwei Genossen in der hitzigen Verfolgung eines Bären den wundersamen Berg zuerst bestiegen. Auf der obersten Spitze desselben erlegten sie den Gehezten und

setzten sich dort nieder, um nach glücklich beendetem anstrengenden Waidwerk ihre Kräfte durch einen Imbiß zu stärken zum weiten Heimwege. Herrlich dächte ihnen der Punkt, ganz wie geschaffen zur Anlage eines Jagdhauses. Reich waren die Wälder an allerhand jagdbarem Wilde und dem von der Jagd ermüdeten Waidmann wohl ein solches Plätzchen zu gönnen, an welchem er abends sicher seine müden Glieder ausstrecken und der Ruhe pflegen könnte, um sich zu erholen zu neuer Mühe und Anstrengung des kommenden Tages. Im Anschauen der wunderbaren Gegend versunken, war der Abend überraschend schnell herangefommen und die Jäger entschlossen sich daher kurz, die Nacht auf dem Berge zu verbringen, um erst am andern Morgen heimzukehren, ihrem Herrn die Kunde von dem aufgefundenen schönen Felskegel zu überbringen. Bald hatte gesunder Schlaf die Augen der Müden geschlossen! Da erwachte Owate; es ist ihm, als ob er liebliche Stimmen und lieblichen Gesang vernehme. Er richtete sich verwundert auf und vor ihm steht ein liches, engelschönes Weib, ihn freundlich anblickend. „Wer bist du, schönes Mädchen“, ruft der Erfreute und leise tönt es wie mit Silberstimmen von den Lippen der Holden: „Dywina, die Fee des Berges!“ Verschwunden war die Erscheinung den Augen des Jägers zwar wohl, nicht aber seinem Gedächtniß. Das schöne Bild derselben im Herzen hat er noch oft auf dem Dybin geruht zu nächtlicher Weile, aber gesehen hat er sie nie wieder, Dywina, das Mädchen des Berges

Als die drei Jäger am andern Tage ihrem Herrn Bericht über die Vorgänge erstatteten, war derselbe nicht wenig erstaunt darüber. Persönliches Aufsuchen des Ortes bestätigte die Aussage seiner Leute und so entstand kurze Zeit darauf ein hölzernes Haus auf dem

Dybin
Waid
F
auch
auf di
meine
lichen
irdische
platz
das T
genehm
wenn
dunkel
lichen
G
die „f
Felsen
geleg
Wasser
Schätz
borger
hand
mochte
ihr sti
g
Aber
viellei
lichen
so ist
und so
weil n
lichster
nämli

Dybin zum Schutze und zur Aufnahme der ermüdeten Waidmänner.

Herrlich, wie die ganze Gegend des Dybins, ist auch der Weg, welcher uns bei dem Teiche vorbei auf die Perle der Lausitz, unsern Dybin, führt. Ich meine den Hausgrund! Und soll er nicht uns sterblichen Menschen gefallen, da er sogar von einem überirdischen Wesen geliebt und als stiller friedlicher Wohnplatz gewählt worden ist? Freilich ist diesem Wesen das Treiben der Menschen im Hausgrunde nicht angenehm und so kann man sie nur noch in stiller Nacht, wenn silbern der Schein des Mondes das heilige Wald-dunkel lichtet, sitzen sehen: die lichte Fee des lieblichen Waldgrundes, die Elfe an der Elfenwiese!

Ein vielgenanntes Plätzchen des Dybin ist auch die „schwarze Pfütze“ auf demselben, rechts an der Felsenwand zwischen Friedhof und Gesellschaftsplatz gelegen. Aber man glaube ja nicht, daß dieselbe bloß Wasser allein birgt! O nein! Die unermesslichen Schätze der Cölestiner sind ja in ihrem Grunde verborgen, der ganze Besitz des reichen Klosters an allerhand Kostbarkeiten, welche die Mönche nicht ausliefern mochten, als sie der neuen Glaubenslehre weichen und ihr stilles Asyl verlassen mußten.

Mancher hat schon versucht, diese Schätze zu heben. Aber es ist leider nicht so leicht, wie es scheint! Nun vielleicht gelingt es doch noch irgend einem Sterblichen und wenn dies ja der Fall einmal sein sollte, so ist es bestimmt ein Wesen aus der zweiten, besseren und schöneren Hälfte des armen Menschengeschlechts, weil nur ein solches allein im Stande ist, die hauptsächlichsten Bedingung bei dieser Schatzheberei zu erfüllen, nämlich — zu schweigen!

In der Johannisnacht mit dem Glockenschlag der Mitternachtsstunde fängt das Wasser der schwarzen Pfütze an, sich zu verlaufen. Eine mächtige Steinplatte wird auf dem Boden sichtbar, versehen mit großen Eisenringen und unter dieser liegt der Schatz. Allerlei Spuckgestalten, häßlich und greulich anzuschauen, umlagern die Pfütze und suchen den Schatzgräber auf alle Art zu necken, um ihn zum Sprechen zu verleiten. Bisher ist ihnen eben dies allemal gelungen und das ist der Grund, warum die Kostbarkeiten heute noch dort sich befinden. Ein einziger Bauer und die Wässer strömen massenhaft wieder in den Raum, so daß der Schwäzer nur sehen muß, noch lebend auf den Rand zu gelangen.

Einer Schatzgräbergesellschaft, die vor gar nicht langer Zeit auch ihr Heil dort versuchte, ging es so. Der Anführer derselben war ein langer hagerer Mann aus Dybin, welcher die Gewohnheit hatte, stets eine rothe türkische Mütze zu tragen. Alles ging ganz gut, das Wasser war verschwunden, die Platte nicht nur sichtbar, sondern sogar von den Berwegenen schon so weit gehoben, daß man bereits die schweren eisernen Schatzbehälter sehen konnte. Da hört auf einmal der Mann mit der rothen Mütze, wie oben ein dünnes Stimmchen fragt: „Nun Brüder, welchen nehmen wir zuerst?“ „Den mit der rothen Mütze,“ tönt's aus vieler Munde. Der Mann blickt empor und was sieht er? Eine ganze Menge häßlicher Zwerge haben am Rande der schwarzen Pfütze einen Galgen errichtet, der Strick daran baumelt im Winde, die Leiter ist bereits angelegt, kurz alles ist fertig, den armen Sünder zu empfangen. „Nicht! nicht!“ ruft der Rothmützige entsetzt den mordgierigen Ungeheuern zu und — dumpfes Krauschen. Der Baum ist gebrochen beim ersten Wort! Die Gestalten sind verschwunden und in mächtigen Strahlen schießen die

Wässer
gräber
so ben
thal l
führt,
denell
Aufna
Einige
Gesich
von e
nach l
suchte
des T
dessen
daß d
wie d
welche
hunde
gesuch
nannte
haben,
seine
verhin
versuch
Auch
Raubr
Kloster
bewach
forsche
ende,

Wässer in die Tiefe, so daß die betrogenen Schatzgräber nur mit Noth ihr Leben retten.

Geht man auf der Straße von Zittau nach Dybin, so bemerkt man dort, wo sich diese Straße im Dybinthal links abbiegt und der Fußweg gerad aus weiterführt, an einem Felsen rechter Hand zunächst eine in denselben gehauene Nische, welche früher jedenfalls zur Aufnahme eines Heiligenbildes gedient haben mag. Einige Schritte weiter hin aber grinst ein garstiges Gesicht, ebenfalls in den Stein gehauen und jetzt etwas von einer Birke verdeckt, den Wanderer an. Der Sage nach hat dort ein Mädchen, welches am Berge Beeren suchte und ausglitt, seinen Tod gefunden.

Links vom Hausgrundwege, ein Stück oberhalb des Teiches, befindet sich ein großer Felsblock, an dessen Fuße der Erdboden noch deutliche Spuren zeigt, daß dort gegraben worden ist. Jedenfalls sind es, wie der Volksmund erzählt, Schatzgräber gewesen, welche hier nach dem Gelde des Ende vorigen Jahrhunderts hier hausenden Räuberhauptmanns Karaseck gesucht haben. Wie das Gerücht geht, soll der Genannte eine große Summe im Hausgrunde vergraben haben, an der Hebung derselben aber schließlich durch seine Gefangennahme und seinen Tod im Gefängniß verhindert worden sein.

Schatzgräberei mag überhaupt auch hier schon viel versucht worden, aber noch niemals gelungen sein. Auch behauptet die Sage, daß die vorhandenen, von den Raubrittern sowohl, als den Mönchen des reichen Klosters verborgenen Schätze von greulichen Unholden bewacht seien und schon der Versuch, nach solchen zu forschen, Krankheit und Siechthum bis ans Lebensende, sowie gänzliche Verarmung herbeiführe. Das

sind freilich sehr schlechte Aussichten für deutschen Unternehmungsgeist.

Geht man von der Stelle, wo der Weg aus dem Hausgrunde mit dem Stufenwege von der Kirche herauf sich vereinigt, links ab und einen ganz unscheinbaren, mehr einem Wildwechsel ähnlichen Pfad fort, so gelangt man an einen etwa einen Meter hohen Felsen, an dessen dem Wege zugewendeter Seite in rohen Umrissen zwei menschliche Gestalten eingehauen sind. Es soll dies zwei Ritter vorstellen, welche hier mit einander gekämpft haben und von denen der eine an diesem Steine gefallen ist. Obwohl Jedermann vor solchen, von Geschichte und Sage geweihten Orten doch eine gewisse Ehrfurcht innemohnen sollte, haben sich auch hier an dieser stillen Stelle hübsche und kindische Hände gefunden, welche durch Einmeißelung eines schließlich doch nur allein von seinem Träger anmeisten geehrten Namens die ohnehin sehr verwitterten Figuren vollends unkenntlich gemacht haben. Leider giebt's solche Menschen viele. Man betrachte nur die Wände der altehrwürdigen Klosterruine und man muß staunen (nimmt man das Sprichwort: „Narrenhände beschmutzen Tisch und Wände!“ als wahres Wort an) wie viele Narren schon hier gewesen sind.

Gemein mit anderen Gegenden hat die hiesige Umgebung die Sagen von dem wilden Jäger, welcher tobend mit seiner kreffenden Meute, namentlich in den finsternen Novembernächten die Lüfte durchzieht. Er thut Niemand etwas zu Leide, obwohl er selbstverständlich den Schrecken keinem Menschen ersparen kann, der solche spukhafte Erscheinung den Meisten verursachen wird. Sein Ursprung wird sehr verschieden abgeleitet

Am
Geist

Gesell
der
ein
des
Stra
Feld

Drach
Fülle
dem
den
botin
weibe
Ditte
wie
Stoch
Kreuz
spotte
Beule
auf,
freun
sich
schen

für
Die
von
fort.
kam
von
was
nach

deutscher Am meisten verbreitet ist wohl die Sage, daß es der Geist eines Edelmannes sei.

Dieser Edelmann jagte einst Sonntags mit wilden Gefellen einen Hirsch und ließ das arme Thier, trotz der Bitte eines Eremiten, in dessen Hütte es sich unter ein Christusbild geflüchtet, — dort unter dem Bilde des Gekreuzigten — von den Hunden zerreißen. Zur Strafe für diesen Frevel muß sein Geist nun ruhelos Feld und Wald durchjagen bis zum jüngsten Tage.

Weitere gemeinschaftliche Sagen erzählen von dem Drachen, welcher dem Menschen Geld in Hülle und Fülle durch den Schornstein ins Haus bringt; von dem Wassermann, der die unvorsichtig sich ihm Nahenden in die Tiefe zieht, von der Wehklage der Todesbotin in Gestalt eines alten Mütterchens und dem Holzweibchen; letzteres erblickt man oft bei Hainewalde, Dittersbach, Großschönau, Cunnersdorf und Oderwitz, wie es mit einer Hocke Holz im Tragkorbe, auf einen Stock gestützt, einherwandelt, oder spinnend an einem Kreuzwege im Busche sitzt. Wehe dem, der es verspottet! Es haucht ihn an, und die Folgen davon sind Beulen und Geschwüre im Gesicht, oder es hockt ihm auf, wovon er lahm wird. Wird es aber von Jemand freundlich behandelt, dem schenkt es Gespinnste, welche sich nicht nur wunderbar vermehren, sondern dem Beschenkten auch Glück ins Haus bringen.

So schenkte einst ein Holzweibchen einem Mädchen für eine erzeugte Gefälligkeit eine Schürze voll Laub. Die Beschenkte hatte aber eben keine große Meinung von dieser Gabe, sondern warf sie unterwegs wieder fort. Wie ärgerte sie sich aber, als sie nach Hause kam und beim Abbinden der Schürze noch ein Blatt von gediegenem Golde vorfand. Jetzt sah sie erst ein, was sie weggeworfen hatte! Aber zu spät. Das Suchen nach den übrigen Blättern war umsonst; sie waren


verschwunden. Ein in der Nähe des Waldes unweit Spitzcunnersdorf pflügender Bauer sah einst die Holzweibchen mit eifrigen Anstalten zum Kuchenbacken beschäftigt und bat sie im Scherz, ihm auch mit essen zu lassen, wenn sie den Kuchen fertig haben würden. Sie sagten es ihm zu und siehe da, am andern Morgen fand er wirklich einen prächtigen Kuchen auf seinem Ackerain, den ihm die Holzweibchen dahin gelegt hatten.

Vor langen Jahren durchzogen fremde Leute in seltsamer Tracht, welche die deutsche Sprache größtentheils nur gebrochen sprachen, die ganzen jetzt sächsischen Lande, wie das Erzgebirge, das Vogtland, die Dresdner Gegend, die sächsische Schweiz und auch unsere Lausitz. Wochenlang, ja monatelang blieben sie in einem Orte, gingen früh aus und kamen meist erst Abends wieder nach Hause, gewöhnlich schwere, wenn auch kleine Päckchen mit sich bringend. Das Volk nannte diese Leute Wahlen und glaubte, daß dieselben meist aus Venedig stammten. Und was trieben diese geheimnißvollen Fremden hier? Man wußte es lange nicht, bis man endlich die Gewißheit erhielt, daß sie Gold und Silber, sowie Edelsteine suchten, und gewiß auch fanden; sonst hätten sie sich wohl nicht so lange Zeiten hindurch hier aufgehalten. Auch an unserer Lausche, sowie am Hochwalde haben sie viele Jahre ihr Wesen getrieben und sollen namentlich Edelsteine in Menge, reich an Werth, von hier in ihre Heimat geschleppt haben. Ihre Fundorte bezeichneten sie durch eigenthümliche Zeichen, die sie in Bäume einschnitten oder an Steinen ausmeißelten. Man nennt diese Zeichen Wahlenzeichen und findet deren heute noch in der sächsischen Schweiz. Vielleicht sind auch an der Lausche oder dem Hochwalde dergleichen vorhanden und es hat nur noch Niemand auf ihr Vorkommen geachtet.


Jahr
Als e
schie
Bened
Adress
Schick
und e
diesen
großer
und e
den W
Gast
ließ i
sicheru
sowoh
sowie
der L

Ein solcher Wähler war viele Jahre lang die bessere Jahreszeit über der Gast eines Waltersdorfers gewesen. Als er sich das letzte Mal von seinem Wirth verabschiedete, forderte er denselben auf, ihn einmal in Venedig zu besuchen und gab demselben seine genaue Adresse. Jahre waren vergangen; da führte das Schicksal einen Sohn des Waltersdorfers nach Venedig und eingedenk der Einladung des Fremden, suchte er diesen auf. Wie erstaunte er aber, als man ihm einen großen Palast als die gesuchte Wohnung bezeichnete und er in dem reich gekleideten Besitzer dieses Palastes den Wähler wirklich erkannte, welcher jahrelang der Gast seines Vaters gewesen war. Reich beschenkt entließ ihn der Venetier, mit der ausdrücklichen Versicherung, daß das Geld zu dem Baue des Palastes sowohl, als zu dem Kaufe eines großen Landbesizes, sowie des großen baren Vermögens alles von den an der Lausche gefundenen Edelsteinen abstamme.

unweit
die Holz
cken be
essen zu
en. Sie
Morgen
seinem
t hatten.
Beute in
größten
t sächsi
and, die
id auch
eben sie
teist erst
e, wenn
as Volk
ieselben
en diese
s lange
daß sie
o gewiß
o lange
unserer
e Jahre
delsteine
Heimat
ie durch
chnitten
t diese
noch in
an der
den und
eachtet.



Druck von Richard Menzel in Bittau.



Oberlausitzische Bibl. Görlitz



1001963 4

